

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollarbräu.

2) Roman von N. von Seydlitz.

Kastl warf sich ins Gras des Abhangs und starrte träumend vor sich hin. Unten auf der Wiese zog eine Schafherde langsam vorbei. Die Wiese war frisch und grün, aber merkwürdig viel Scherben lagerten verstreut herum, alles graue, kurze starke Geschirrbroden. Der Münchener nennt das Oktoberfestbrot. Denn es sind zerkerbte Maßkrüge vom letzten Oktober her.

Richtig, Maßkrüge waren es einmal gewesen, das sah er jetzt. Und das gab ihm einen zweiten Gedanken von packender Größe ein: die vielen Tausende von Hektolitern brauchten ja auch hunderttausende von Kehlen, um sie auszutrinken!

Und dieser zweite Gedanke brachte in ihm ungefähr die Wirkung hervor wie ein fester Trunk aus frisch angestochenem Faß: es wurde warm und lebendig in ihm, ein angenehmes Summen und Brickeln belebte ihn, er warf plötzlich seine Klappe hoch in die Luft und lachte für sich hin.

Denn eine so riesige Stadt wächst ja noch jährlich an und verbraucht darum jährlich immer mehr und kann auch jährlich mehr schaffen für auswärtige Konsumenten, denn das hätten die Bierexportwaggons wie die Geschirrbroden dem Kastl gleich zu Anfang verraten können: das meiste Münchener Bier rinnt in fremde Kehlen, entweder als Exportware oder als Reisefkost zuströmender Fremdenmassen. — Also, schloß Kastl, müssen sie da jährlich mehr Brauer brauchen können — es konnte nicht fehlen, auch er mußte seinen Platz finden.

Und endlich tauchte in ihm ein dritter, noch klarerer und nicht minder wärmender Gedanke auf: daß ja all das viele Bier bereitwillig bezahlt wird, daß ja der Trinker der bereiteste Zahler ist, daß ein jeder oft das Letzte opfern möchte, um nur den gewohnten guten Tropfen zu haben. Schneider, Schuster, Metzger und Bäcker, die freilich der Menschheit wichtiger und näher sind vom ersten zum letzten Tag, — die läßt man warten. Aber am Schenkstisch tauscht man Münze um Ware; das ist einmal gewiß, das Geschäft ist das flotteste, weil da auch das Geld am flüchtigsten ist.

Wie er sich das so hin und her überlegte, wurde ihm immer wärmer und heiterer zu Mut; er fühlte es, er hatte seinen Finger in den vollsten Topf gesteckt und begriff nicht, daß nicht alle Leute auf denselben guten Gedanken kommen konnten, den er gehabt hatte, — Brauer zu werden. Es konnte ja kein vernünftigeres Beginnen geben. Da war weite Aussicht und guter, sicherer Gewinn, da konnte es niemals fehlen. So lange Hopfen wächst und Gerste reift, so lange Menschen Durst haben, und frohe Gesellen bei einander hocken — ist der Brauer und sein Gebräu dabei als erstes Erfordernis zum Dasein. Mein! Was war' die Welt ohne Bier! Und hier, in München, war die allerhöchste Hochschule der edlen Kunst, hier kannten sie allein und ganz genau das echte Geheimnis, den Gerstensaft in herrlichster Art zu brauen, so daß sein Ruhm über die ganze Welt strahlte. Da mußte Geld und Ehre zu holen sein für einen jeden, der mit gutem Willen, einem geschiedten Kopf und hartgearbeitetem Körper mit angriff!

Was der junge Bursch, der da schwerköpfig im Gras lag, dunkel und halb unbewußt, aber richtig, herausfühlte, das übersehnten die Gelehrten der Rationalökonomie oder die des Brauwesens in ihre respektiven Phrasendiome; sie reden von der eminenten Bedeutung des Biers als Exportartikel und volkswirtschaftlichem Nähr- und Genußmittel, sie reden vom Gerstentrank als hochwichtigem Kulturfaktor und historisch-germanischer Errungenschaft von der beliebtesten „weittragenden Bedeutung“ — kurz, sie reden sehr schön, aber im Grunde ist's nichts anderes, als was der für seine Sphäre intelligente Bursch träumte, als er in heller Sonne München, sein Ziel, die Stadt der Braukunst und des größten Durstes, vor sich ausgebreitet sah, bereit, ihn in sich aufzunehmen. Auch er war bereit, sich hineinzustürzen und zu sehen, wo er durch Fleiß und helles Aufmerken und Lernen wieder aus dem untersten Bewußt aufstauen würde zum Licht, um zu verschmausen. Denn auch

das fühlte er wie eine Art angenehmen Grauens, das lärmdurchwebte, rauchende Ungeheuer wollte ihn nur einschlucken, um ihn womöglich zu verdauen. Aber dazu gehören zwei, und Kastl war schon auf der Schule bestrebt gewesen, sich nicht verdauen oder „unterbuttern“ zu lassen; er hatte danach getrachtet, bei jeder Kauferei entweder den Gegner unterzudrücken, oder doch wenigstens, wie jener Pfarrer scharfsinnig unterschied, selber oben zu liegen. Aus seinen hellen Augen bligte es nach und nach immer kühner und munterer. Vom bieregetränkten Münchener Boden aufstieg in ihm eine Art von Rausch des Ehrgeizes, eine Begeisterung des festen Willens zu Klopff. Wenn je ein kindischer Held der Naivität einen tollen, vermessenen Schwur gethan hat, etwas Abenteuerlich-Unmögliches auszuführen, über das weise Feiglinge ihren Klopff schüttelten, so war's der Kastl. Denn in seines Hoch- und Bühnendeutsch überfetzt, hätte er einen gewaltigen Monolog halten müssen, an dessen Schluß er in die blaue Luft der Theresienwiese hinaus die erschütternden Worte gerufen hätte: „München, dich erkenne ich, ich weiß, wo du zu fassen, zu treffen bist, ich weiß den Schlüssel, der mir alles öffnet, ich kenne das Zauberkraut, das mir deine Reichtümer zeigt und herbeizieht, sieh' dich vor, große Stadt, ich, der arme Schlander, sage es dir voraus, ich, der junge fremde Bursch hier draußen, trete in dein Thor ein mit dem festen Willen und dem besten Talent, in dir mächtig zu werden und zu wachsen, bis ich einst deiner Herr sein werde; du bist gewarnt, wilde, große, unfreundliche Masse da vor mir; jetzt bereite dich vor zum Ringen!“

Und was dergleichen Schönes noch sonst in Schauspielen gesagt zu werden pflegt. Aber Kastl vermochte nicht, seinen Gefühlen solchen Ausdruck zu geben; und von dem Marsch, der Aufregung und Freude und von der so nahe vor ihm liegenden Erfüllung seiner Hoffnung nach und nach betäubt, — schlief er friedlich ein.

Er überließ es dabei weisheitsvoll seinem Genius — denn jeder Eroberer seit Julius Cäsar hat einen solchen — jene Rede an München zu halten und das Münchener Kind auf das nahende Schicksal in Gestalt des Hegebart-Kastls aus Allersdorf, Bezirksamt Spalt, aufmerksam zu machen. Der Genius mußte offenbar seiner Pflicht getreulich nachgekommen sein und bereits in den Seelen vieler Münchener begeisterten Anhang geweckt haben; denn es erscholl vom nahen Bavaria-Keller her plötzlich ein vielhundertstimmiges dreifaches Hoch.

Kastl erwachte und rief sich die Augen. Er war weit entfernt, das Hochgeschrei eines im Kellergarten versammelten Turnvereins auf sich zu beziehen, denn er wußte ja von der Rede und Kriegserklärung seines Genius nichts; aber er verspürte Hunger und brach auf, um nun ernstlich und festen Schritts in die Stadt einzuziehen.

Der Marsch ins Herz von München wäre eigentlich ein eignes Kapitel wert. Denn die Sache glich aufs Haar der Odyssee; eine köstliche Fehrfahrt war's und die Nymphe Kalypso fehlte auch keineswegs, wie sogleich berichtet werden soll.

Zunächst zog ihn das Nieseugebäude an, das am Ende der Bayerstraße steht und jedem Münchener als Bichorrbrauerei bekannt ist. Damals waren gerade die mächtigen Neubauten kaum vollendet, und Kastl ahnte nur aus der Konstruktion des Ganzen den Zweck. Also wieder eine große Brauerei! Das Ding stieg ihm immer mehr zu Klopff. Erhobenen Hauptes schritt er die Bayerstraße hinab, blickte stolz über viele Fahnen hin, die die Straße entlang zogen, und nahm sich vor, nicht zu arg zu erschlauen über all das verwirrend Große und Seltsame. Die Häuser wurden immer höher, die Tramwagen klingelten — und die Menschen hasteten in gedrängter Menge an ihm vorüber. Aber Kastl hatte ein Palladium gegen all das in sich: sein frohes Hochgefühl, auf dem Weg zu seinem Ziel zu sein.

Er überwand also glücklich eine natürliche Neigung, überall Maulaffen feil zu haben, und schlug sich tapfer durch bis auf den Bahnhofplatz. — Aber da wurde es ihm doch etwas zu bunt. Da fuhren die Tramwagen links und rechts, und große Omnibusse mit vielen Leuten und Koffern rollten eilig davon, dazu Lastwagen, Karren, Droschken und elegantes Privatgefahr! Der Bahnhof — das alle Gebäude mit seiner Kreuzgangfront dünkte ihm ohne Maßen herrlich, und,

da es nicht regnete, war der weite Platz trocken und gangbar. Drüben, schrägüber, aber war etwas Besonderes im Gange. Denn von da tönte aus einem Wirtsgarten prächtige Blechmusik. Das war der Sterngarten.

Ich weiß nicht, ob je ein bairischer Landmann, seit der Sterngarten existiert, in München angelangt ist, ohne dieses feuchte Fleckchen zu betreten, ehe er sich in die tieferen Geheimnisse der Großstadt verliert. Kundige behaupten zwar, daß im Königreich eine ziemliche Partei existiert, die, vom Bahnhof hervortretend, sofort irgend einen Passanten anredet: „Sie, wo ist denn da der Schimmelwirt?“ — die also diesem Wirtshaus den Vorzug geben. Aber die Majorität zieht in den Sterngarten, gegenüber dem Bahnhof, wo die vertrauenerweckende Musik unter den Bäumen hervorschnattert; das ist sicher und konstatiert. Das Blechgetöse ist eine der besten Ideen dieses Jahrhunderts, denn es zieht unwiderstehlich jedes Herz an, das unter einer grauen oder roten Guldenknopfweste schlägt. Im Begriff, den brandenden Ocean den Großstadtlebens zu betreten, zagenden Fußes und mit unsicherer Haltung des langen Stedens, tritt man auf den Platz. Da plärrt von drüben vergnügt das harmonische Blech, und unter den grünen Zweigen klappern die Krüge: da soll einer widerstehen!

Kaffl machte gar keinen Versuch zu widerstehen; nachdem er entdeckt, daß die Musik nicht einem Hochzeitszug angehörte, sondern festsaß, und nachdem er besonders scharf beobachtet, daß Eintretende kein Entreegeld entrichteten, sagte er den weltmännischen Entschluß, sein Mittagbrot einmal unter rauschender Musikbegleitung zu verzehren und sich den nötigen Mut zu holen für alle weiteren Fahrten. Diese weiteren Fahrten waren ja ohnedies etwas schwieriger Natur. Denn daß nicht jedermann in dieser sakrisch großen Stadt wissen konnte, wo der Ohm Ringelmann wohnt, — das hatte er schon einsehen gelernt. Und dann hatte er nur noch ein zweites Ziel: die Brauerherberge, von der er einmal vor Jahren zufällig den Namen gehört hatte; na, die wäre am Ende zu finden, — denn den Namen der Gasse wußte er auch. —

Aber jetzt vor allem hinein! Und essen! —

Eben wollte er das Thor zum Garten betreten, als er hinter sich eine Stimme hörte, die ihm so bekannt vorkam. Er horchte darauf. Es war eine weibliche Stimme und plötzlich stand ihm die vorjährige Hopfenernte zu Haus vor Augen! Dort mußte er, in jenen fröhlich-ausgelassenen Tagen, diese Verede schon einmal gehört haben.

„No, — mir war's gnuä!“

Zum Teufel nochmal — das Wort kannte er doch, die Stimme kannte er ja — —

Und, ehe er sich zum Umwenden ermannet hatte, um die Sprecherin zu sehen, tönte die alte sonderbare Phrase wieder:

„No, mir war's gnuä!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Eine „musikalische Neujahrsbetrachtung“ findet kann eine gewichtigere Frage vor als die: wie weit steht es jetzt mit der Herausbringung der Kontunus in die größeren Volkskreise? Dafür scheint nicht bald ein Unternehmen so aussichtsreich angelegt zu sein, wie die „Volks-Singakademie“ zu Dresden. Schon ihre Zusammensetzung ist bemerkenswert. Angeregt durch das Gefühl des Mangels jedes künstlerisch-musikalischen Einflusses auf die Arbeiterschaft bildete sich im Herbst 1900 jene Akademie und zwar ohne feste Vereinsformen. Eine größere Zahl aktiver (musizierender) und eine kleinere Zahl passiver (hörender) Mitglieder, deren jedes 10 Pf. Wochenbeitrag zahlt, haben einen fünfgliedrigen Vorstand gewählt, der sämtliche künstlerischen und geschäftlichen Angelegenheiten selbstständig besorgt. Von allen gesellschaftlichen Beziehungen, von Festlichkeiten u. dgl. wird vollständig abgesehen, dagegen das Erscheinen zu den Übungen mit auffallender Strenge überwacht. Eine eigentliche Förderung von Parteiseiten ist dem Unternehmen bisher nicht zu teil geworden, wohl aber haben sich künstlerische Kräfte für die Sache interessiert, und in dem früheren Mitleiter des Nicodé-Chors, Johannes Reichert, hat die „Volks-Singakademie“ ihren Dirigenten und überhaupt ihren künstlerisch leitenden Geist gefunden.

Die aktiven Mitglieder bilden einen gemischten (aus Männer- und Frauenstimmen bestehenden) Chor, dessen Leistungen also doch wohl die Hauptthätigkeit einer solchen „Singakademie“ bilden werden. Vorläufig aber scheint man einer öffentlichen Produktion noch ein gründliches Einsehen voranzugehen zu lassen. Wie ich höre, beschränkte man anfangs, daß manches noch fremdartigere in den zu studierenden Chören abschreckend wirken werde, doch steigerte sich mit jedem

weiteren Eindringen in die Eigenart der musikalischen Objekte auch das Interesse der Beteiligten. In die Deffektivität trat die Akademie einseitigen mit fremden und zwar instrumentalen Kräften. Das erste „Sinfonie-Konzert“ fand am 17. November 1900 statt. Sein Programm, historisch aufgebaut, war eine im ganzen geschickte und nicht übel abgerundete Auslese aus Haydn, Mozart, Beethoven, Weber und wurde ergänzt durch eine bescheiden gehaltene und doch für ein erstes Eindringen genügende Erläuterung, die im Preis der Eintrittskarte zu 25 Pf. eingebegriffen war. Der Verkauf der Karten lediglich durch Arbeitervereinigungen sicherte vor einem Ergebnis wie jenem im Hoftheater zu Weimar, in welchem neulich zu einer für Arbeiter bestimmten Vorstellung die Karten auf dem Wege des öffentlichen Verkaufs in ganz andre Hände gekommen waren. Der Erfolg des Dresdener Konzerts scheint, nach den etwa 2500 Nachfragen, von denen nur 1700 befriedigt werden konnten, und nach den uns vorliegenden Zeitungsberichten zu urteilen, imponierend gewesen zu sein; die vornehme Ruhe, die speziell gerühmt wurde, ist ja von solchen Veranstaltungen her bekannt. Das zweite Konzert soll Anfangs Februar 1901 stattfinden und Mozarts Es-dur-Sinfonie bis zu einem Schumannschen Quartett eine Auswahl aus klassischen und romantischen Werken bringen. Im April will endlich die „Volks-Singakademie“ selber mit einer Aufführung der „Jahreszeiten“ von Haydn — jedenfalls eine gute Wahl — hervortreten. Parallel zu der Thätigkeit der Singakademie werden von einem eigenen Komitee dort „Vollstimmliche Dichtereben“ veranstaltet, deren erster am 8. Dezember stattfand und — freilich mit einer weniger runden Einheitslichkeit und Klarheit als beim Akademie-Konzert — Deklamationen und Gesänge enthielt.

Interessant ist die Uebersicht über „Volkskonzerte“, die einer jener Zeitungsberichte bei dieser Gelegenheit gibt. Danach sind solche Konzerte „bereits seit Jahren, zuerst in den großen Konzerten des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, dann in Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Berlin, Leipzig und an andren Orten veranstaltet worden. In Nürnberg bewilligte die städtische Verwaltung vor zwei Jahren 12 000 M. für diesen Zweck. In Berlin hat das Komitee für vollstimmliche Konzertaufführungen in den Jahren 1894—98 12 große Konzerte veranstaltet, darunter 8 kirchliche mit einem Gesamtbesuch von über 22 000 Arbeitern. In Dresden haben sich der Verein „Vollwohl“ durch seine „Vollunterhaltungsabende“, der Stadtverein für innere Mission durch „Vollstimmliche Komponistenabende“, die „Drehhigische Singakademie“ durch billige Oratorienaufführungen in dieser Richtung hohe Verdienste erworben.“ — Diefem Bericht können wir aus unser, freilich auch wieder nicht allumfassenden Kenntnis noch folgendes hinzufügen. In Berlin hatte der „Anschuß zur Veranstaltung von Volksaufführungen“, der mit dem oben erwähnten Komitee identisch sein dürfte, am 1. Oktober 1900 bereits sein acht- undzwanzigstes Konzert gegeben; seither ist uns allerdings von diesen Bestrebungen nichts Neues untergekommen. Dagegen war schon mehr als einmal die Rede von einer beabsichtigten Eingabe an den Magistrat, nach dem Vorbild anderer Städte eine Stadtkapelle zu gründen, nachdem dieser bereits eine frühere Petition abgelehnt hatte; ein solches, aus Mitgliedern der Vereinigung der Berliner Musiker zu bildende Stadt-Orchester solle dann im Rathhausaal populäre Konzerte geben. Zu München waren im Jahr 1892 vom „Verein für Volksbildung“ vollstimmliche Konzerte veranstaltet worden, die zugleich ein Muster für eine ideale Konzertform überhaupt geben wollten (Bericht darüber in der „Neuen Musik-Zeitung“, 5. und 12. Mai 1897). In Wien sind bereits zahlreiche Anläufe zu verschiedenlichen Popularkonzerten gemacht worden, anscheinend ebenfalls nur mit teilweisem Erfolg; die jüngste uns vorliegende Nachricht meldet die Absicht der Altiengeellschaft Wiener Musikverlaghaus, ein Volksopernhaus zu gründen, mit dem Programm der Pflege vollstimmlicher alter und neuer Meister, der Aufführung von Oratorien, Kirchengespielen, Vokal- und Instrumentalkonzerten, der Förderung junger Talente und der Hebung des Geistes. In Zürich besitzt die den weitesten Erziehungsansgaben dienende Pestalozzigeellschaft eine eigne Konzertkommission, die — wie das neue „Centralblatt für Volksbildungsweisen“ unterm 15. November 1900 berichtet — bisher im ganzen 19 Gratis-Volkskonzerte und verschiedene sonstige Produktionen mit lebhaftem Erfolg veranstaltet hat, allerdings mit zerfahreneren Programmen, als nach dem Muster jenes Dresdener Konzerts wünschenswert wäre. In London haben während des vorigen Winters die zu Waltersea eingerichteten Volkskonzerte so gute Erfolge erzielt, daß ihre Zahl für die jetzige Winteraison verdoppelt werden sollte.

Mit dem Gedanken an solche Fortschritte suchte ich an einem der letzten Abende nach einem Konzert, das wenigstens einigermaßen über engste Interessen hinaus der Vermittlung der Kunst an weitere Kreise dienen könnte. Allein das Joachim-Quartett, das ich angekündigt fand, war ausverkauft, und von dieser Seite her ist denn auch das allerwenigste zu erwarten. Das nächste Konzert, in das ich geriet, war wieder eins von denen, die der Vorführung eines Solisten vor die engen Kreise der Liebhaber diene. Elisabeth Gerask besitzt eine sympathische, geschmeidige Altstimme, mit einer guten Vokalstimmung und Aussprache überhaupt und mit einer sonoren Tiefe, in der die Töne auch sitzen. Um so dürftiger ist die Mittellage; in dieser und zum Teil in der Höhe sind die Töne großenteils unbestimmt, zitternd und im Zusammenhang damit nicht immer ganz rein — beispielsweise Klang in dem Lied „Angedenken“ von B. Cornelius der Anfang der von der Höhe herabsteigenden Hauptmotive wie zerbrochen. Indessen verbindet sich das Innige und Ausdrucksvolle

Ihrer Stimme mit jener zitterigen Art zu einem eigentümlichen Eindruck, der etwa dem in der Moderne beliebten Begriff „mondän“ entspricht. Für eine Komposition wie Beethovens „Resignation“ paßt diese Gesangsweise nicht übel; das Lebhaftere, Kräftigere liegt der Sängerin nicht so gut, und besonders in der Höhe pflegt ihr ein solcher Ausdruck zu mislingen. Die vorgetragenen Lieder von Robert Kahn haben manches Hübsche an sich; vor der Großzügigkeit der Kompositionen eines Cornelius halten sie doch nicht stand. Eine besondere Freude bereitete uns die Sängerin mit der Vorführung zweier Volkslieder von G. Mahler, ähnlich denen mit Orchester, die uns voriges Jahr in einem Wagnervereinskonzert dargeboten wurden. Mahler spricht eine eigne Sprache; die lebhaft aufsteigenden, vorwiegend auf einen Endaccent losgehenden Phrasen in dem einen jener Lieder sind etwas ganz Charakteristisches, ein interessantes Seitenstück etwa zu jenen absteigenden Phrasen dort bei Cornelius. Leider fehlt es uns in dieser Beziehung noch so gut wie ganz an einem Eindringen in solche Verschiedenheiten der musikalischen Ausdrucksweise, wie ja auch eine entsprechende Betrachtung der Stilverschiedenheit im Sachbau unser Dichter nur erst ganz wenig versucht worden ist; und ebenso fehlt es dort an einem Eindringen in die Art, wie verschiedene Sänger die Phrasen des Komponisten gestalten, und hier in die Art, wie verschiedene Deklamatoren die Sätze des Dichters gestalten. Vermutlich hätte ich diesen Mangel noch eigens empfunden, wenn ich den Vortrag von Lemhons „Enoch Arden“ durch den Recitator Emil Eschrich mit melodramatischer Klavierbegleitung von Richard Strauß — und mit diesem selbst am Klavier — hätte besuchen können. Von speciell fachkundiger Seite höre ich darüber, abgesehen von dem übers Melodram überhaupt zu Sagenden, die Mitteilung, daß der Gesamteindruck im allgemeinen ganz harmonisch war. Die Komposition sei sehr stimmungsvoll, feinsinnig, apart und doch einfach. Der Deklamator besitze zwar einerseits ein nur wenig modulationsfähiges Organ, achte nicht genug auf erforderliche Aumitpausen und lasse sowohl die Sätze — durch eine zu geringe Beachtung der Interpunktionen — als auch die Stimmungen zu sehr ineinanderfließen. Andererseits aber sei seine Sprache schön und deutlich, was ihn allerdings im Verein mit der schönen Sprache der Dichtung, zu einem Begünstigten des Pathos verleite. Trotzdem verfolge er über ein gutes Maß echter Empfindung. — sz.

Kleines Feuilleton.

k. Japanische Kinderlieder. Wie die soeben erschienene „Zeitschrift für Volkstunde“ berichtet, hat Dr. M. Lange, Professor des Japanischen am orientalischen Seminar in Berlin, in einer der letzten Mitteilungen des Instituts eine Sammlung von japanischen Kinderliedern veröffentlicht, die er selbst in Tokio mit Hilfe eines dortigen Volkskundleres gesammelt hat. Es ist der erste Versuch nach dieser Richtung. Die Liedchen sind reinlos, da die japanische Poesie keinen Reim kennt. Sie bestehen aus Versen von sieben oder fünf Silben, auch so, daß beide Arten darin vorkommen und die sieben-silbigen den fünf-silbigen vorangehen. Manche Liedchen erinnern an deutsche. So lautet das japanische Schneedenslied: „Schneede, Schneede, stede Deine Hörner raus! stede Deine Hörner raus! stede Deine Stöde raus, Schneede! Denn dort giebt's Kravall. Stede Deine Hörner raus, Deine Stöde raus!“ Deutsche Reime verläuden den Käfern den Brand des Häuschens oder des ganzen Landes; die japanischen Kinder rufen ähnliche Reime den heimziehenden Vögeln zu. In Tokio singen die Kinder den Raben, die abends zu Neste fliegen: „Nabe, Herr Komzaimon! Dein Haus brennt ab. Hurtig geh dahin und gieße kaltes Wasser drauf! Hast Du kein kaltes Wasser, so gieße heißes Wasser drauf! Hast Du kein heißes Wasser, so gieße Thee darauf!“ In Osaka singen die Kinder: „Die Weiße ruft toto, des Vaters Haus brennt ab. Der Nabe schreit kala, der Mutter Haus brennt ab. Schnell lehr zurück und giebet Wasser drauf!“ Für die Fledermäuse giebt es Kodruse, die sie veranlassen sollen herabzukommen: „Fledermaus, Fledermaus, Vergpfeffer sollst Du haben. Unter der Weiße das Wasser sollst Du zu trinken haben. Das Wasser dort ist uns zu scharf, das Wasser hier ist süß.“ Die Libelle wird gelodt, sich fangen zu lassen: „Fliegst Du dorthin, da ist der Höllensfürst; kommst Du hierher, laß ich Dich frei!“ In einem längeren hübschen Liedchen heißt es: „Geht Du über diese Straße, gehst Du über jene Straße, in der dritten Straße vorn ist ein Vorn gegraben. Die Reifen sind von Eisen, das Schöpfpaß ist von Gold. Oben auf dem Haß zum Schöpfen sitzt 'ne Wasserjungfer. Hüsch fliege Wasserjungfer, he fliege Wasserjungfer! Wenn Du aber sitzen bleibst, zwad ich Dir die Flügel ab!“ —

c. Der Telegraph als Fetisch. Der Telegraph zwischen dem Kap und Kairo macht schnelle Fortschritte; die Linie ist jetzt bis zu einem Punkt gelegt, der fünfzig englische Meilen jenseits Kasanga in Deutsch-Ostafrika liegt. Die ganze Länge der Linie wird über 5600 englische Meilen betragen; fast 3000 Meilen vom Kap sind schon vollendet, der ägyptische Telegraph geht 1700 Meilen südlich, so daß noch über 1000 Meilen zu vollenden sind. Ueber die bereits vollendete Arbeit und über das Verhalten der Eingeborenen gegenüber dem Telegraphen machte der Sekretär der Afrikanischen Transcontinental Telegraph Company, J. F. Jones, folgende interessanten Angaben: „Wir haben viel weniger Schwierigkeiten mit den Eingeborenen gehabt, als wir erwarteten. Die Linie geht

durch das Gebiet vieler kriegerischer Stämme, aber sie sind weit davon entfernt, sie zu zerstören, sie leisten im Gegenteil beim Bau Hilfe. Die Techniker gaben nämlich den Eingeborenen zunächst ein oder zwei elektrische Schläge und bewirkten dadurch, daß ihnen die Linie zum Fetisch wurde, an dem sie sich nicht zu vergreifen wagen. Man hatte auch prophezeit, daß wilde Tiere, besonders Elefanten und Büffelochsen, der Linie Schaden zufügen würden, aber bis jetzt hat man noch keine derartigen Schwierigkeiten erfahren. Die großen Hindernisse haben darin bestanden, daß fast unüberwindliche Wälder zu durchschneiden waren. Dazu kommen natürlich die außerordentlichen Transportschwierigkeiten; alles Material muß Tausende von Meilen befördert werden. Die Lagen werden bedeutend niedriger sein als 3,50 M. für das Wort, welchen Satz jetzt die Seelabel-Gesellschaft für Telegramme von Kapstadt nach England erheben.“ —

Theater.

Neue Freie Volksschule: „Der Erbförster“ von Otto Ludwig. Das Stück ist berühmt, hat seinen Platz in der Literaturgeschichte und der Platz wird von vielen Leuten bestritten. Ich vermag keine frischen Blumen zu den bereits vorhandenen zu legen. Gewiß — es steht ein Dichter hinter dem Stück, aber seine Kraft ist schwach; sie quält sich und quält sich und schläft häufig ganz ein. Trotzdem könnte man vielleicht das Stück mit reiner Freude genießen, wenn man über den Konflikt hinweg könnte — das kann ich indessen ganz und gar nicht. Der Konflikt liegt in dem Gegensatz zwischen geschriebenem und ungeschriebenem Recht — soweit, so gut. Welche Voraussetzungen aber hat Ludwig diesem Konflikt gegeben? Ein Förster ist der Privatbeamte eines Gutsbesizers. In seiner Nähe wohnt ein staatlich angestellter Förster, der ihm den Gegenstand der Stellung noch besonders zum Bewußtsein bringt. Trotzdem ist der Mann, den doch mitunter Sorgen um seine Familie bewegen müssen, über die Natur seiner Stellung so sehr im Unklaren, daß er an ein Abkündigungsrecht des Gutsbesizers nicht glaubt. Soll ich das etwa für Naivetät halten, die in der Einjamkeit des Walds gewachsen ist? Ich bitte sehr um Verzeihung — es ist das indessen eine Naivetät, die im Theater zusammengefabelt ist, und nur im Theater existiert. Seiner Naivetät kann der Gedanke, daß er jemals abgesetzt werden sollte, unfassbar und ungeheuerlich erscheinen. Der Gedanke, daß er überhaupt nicht abgesetzt werden könnte, ist nur durch grenzenlose Beschränktheit erklärlich. Und selbst dann nicht einmal! Denn es um die Bedingungen der Existenz geht, giebt es so beschränkte Menschen gar nicht. Ludwig hätte dem Förster den Glauben an das Recht des Gutsbesizers lassen müssen. Er hätte dann aus seinem menschlichen Recht heraus gegen die harte Notwendigkeit kämpfen und fallen können.

Und weiter! Wie entsteht der Konflikt? Aus einem philiströsen Zank zwischen zwei Philistern bei einem philiströsen Stat. Der Förster kämpft schließlich gar nicht gegen das private Recht — das thäte er, wenn auch der Besitzer des Rechts selbst mit dem besten Willen nicht auf seine Ansprüche verzichten könnte. Dann wäre Notwendigkeit in dem Stück. Der Förster kämpft auch nicht einmal gegen die Despotenlaune des Besitzers. Das wäre weniger, aber immerhin etwas, da es die Konsequenzen des privaten Rechts zeigen würde. Er kämpft gegen eine komische Grille des Besitzers, der fortwährend nur den einen Wunsch hat, sich auf gute Art seines Rechts zu entäußern. Sobald in dem Stück auch nur ein vernünftiges Wort gesprochen wird, ist es aus. Tragische Konflikte lassen sich aber gar nicht beseitigen, am wenigsten durch ein Wort, und so erhält schließlich der „Erbförster“ überhaupt keinen Konflikt, der diesen Namen verdiente.

Und immer weiter! Was soll der Unglücksfall im letzten Akt, wo der Förster aus Versehen seine Tochter erschießt? Er soll, grob gesagt, melodramatisches Leben bringen, da dem Dichter für wirkliches Leben der Stoff ausgegangen ist. Das nenne ich einen Theatereoup, der so unsein ist, daß auch Herr Sudermann darauf hätte verfallen können. Ludwig meint — nicht ohne Selbstgefälligkeit — in einem Brief, daß seine Dichtung fürchtbar, schlicht und wahr sei. Nach allen Vorausgegangenem meine ich, daß der Konflikt komisch eingefädelt, unmöglich begründet und schließlich mittels sentimentaler Theatermacher durchgeführt ist. Der „Neuen freien Volksschule“ soll trotz alledem kein Vorwurf gemacht werden. Das Stück enthält im Einzelnen manches, das eine Aufführung rechtfertigt. Die Darstellung bot viel Gelingenes, vor allem Reichert in der Titelrolle. — E. S.

oo. Das Bellealliance-Theater scheint dem Berliner Publikum nach und nach die sämtlichen deutschen Volksdialekte vorzuführen zu wollen. Nach den Mecklenburgern kamen die Oberböhmer und nach diesen kam am Neujahrstage die plattdeutsche Volksschule. Die Herren Direktoren Milowitsch und Baum bemerken erläuternd auf dem Zettel, daß sie das Theater mit darstellendem Personal erst vor sieben Jahren gegründet hätten; früher, bis vor hundert Jahren zurück sei das köstliche Hämmschen-Theater mit Puppen gespielt worden. Die Wanderlust scheint aber auch schon früher ein Merkmal seiner Mitglieder gewesen zu sein, denn vor 25 Jahren hatte es zur Donzzeit auf dem Gänsemarkt zu Hamburg seine Zelte aufgeschlagen, und es befremdete mich damals sehr, daß die kleinen Leute ihre Krüge mit einem ganz andren Platt accompagnierten als unser einheimischer Kasperle.

Mit dem Dialekt hatte es nun am Neujahrstage keine Not, und auch das vom Kreuzgebirge herbeigeströmte Publikum bewies durch seine Heiterkeit, daß es sowohl für den Dialog und die Couplets in dem „Original-Lebensbild“, das sich „Drei Tage aus dem Kölner Leben“ nennt, als auch für die darin ausgetheilten Prügel volles Verständnis hatte. Mir als einem Plattdeutschen erschienen die Kölner merkwürdig wie keine andern Dialektinflüster zuvor. Von Ostpreußen bis Friesland wird das Niederdeutsch, so sehr seine Mundarten von einander abweichen, immer behäbig breit gesprochen, bedächtig, wie der Menschenschlag ist, der sich in dieser Sprache äußert. Eigentlicher Witz glänzt in ihr, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur da, wo er sich ganz trocken giebt, und will der Plattdeutsche für seinen Bedarf rein durch die Sprache eine erlustigende Wirkung erzielen, so muß er schon müßigisch, hoch mit platt vermenget reden. Seine eigentlichen Schönheiten entfaltet das Wasserlanten-Plattdeutsch nur im milden Humor und da, wo es im Jörn, den Nordseewogen gleich, einmal mächtig aufwirbelt.

Wie anders das Kölner Platt, wie anders die Leutchen, die es reden! Das ist alles quackfilbern lebendig; die stehenden Figuren des Kölner Theaters erinnern gar an die italienische Komödie, und die übersprudelnde Fäschingslustigkeit, die unsereiner aus dem rauhen Norden ja niemals begreifen lernt, ist uns doppelt verwunderlich, wo wir der Ausgelassenheit in einem dem unrigen verwandten und doch für ihre Sprünge wie geschaffenen Dialekt begegnen. Ein Wunder ohnegleiches, daß Menschen von südländischer Lebhaftigkeit platt reden, daß eine so ehrwürdige Sprache aus innerem Lebensdrange Kabolz schießt!

Den Inhalt des bunten Stücks, in dem die Kölner sich geben, wie sie sind, auch nur anzudeuten, ist schier unmöglich. Es geht zu meist derb possenhaft darin zu, und doch gewahren wir auch Bilder von wirksamer Tragik, Verzweiflungsausbrüche, die sich bis zum Selbstmordversuch steigern und um so rührender wirken, als das lustigste und lebenswürdigste Mädchen im ganzen Stück in diesen Jammer hineingetrieben wird. Gespielt wurde flott; immerhin fiel uns nur eine hervorragende Künstlerin auf. Es ist dies die Soubrette Elfa Baum, eine Schauspielerin, die sich getrost den besten ihrer Art zur Seite stellen kann.

Technisches.

—en. Wie künstliche Edelsteine hergestellt werden. Der Hauptbestandteil der künstlichen Edelsteine ist, mit Ausnahme ganz besonderer Qualitäten, das Glas, aber kein gemeines Glas, sondern ein solches, das mit der größten Sorgfalt zusammengesetzt und geschmolzen wird. Von seiner vollkommenen Klarheit und Einheitslichkeit hängt nämlich die Güte des zu erzeugenden Schmucksteins in erster Linie ab, wie man denn einen mit allen Mitteln der Kunst geschaffenen künstlichen Edelstein auf den ersten Blick von den billigen Waren unterscheiden kann, die zu Schleuderpreisen in den Bazaren verkauft werden. Das zur Nachahmung von Edelsteinen benutzte Glas wird im allgemeinen als „Straß“ bezeichnet und zeichnet sich durch seine vollkommene Durchsichtigkeit aus. Man kann es auch nur aus durchaus reinem Quarz oder am besten geradezu aus Bergkristall herstellen, weil der Quarz sehr häufig kleine eisenhaltige Adern enthält, die das Glas bei der Schmelze färben würden. Ebenso müssen das zu der Glasmasse zugesetzte doppeltkohlensaure Kali und die Mennige chemisch rein sein, Bestandteile von geringerer Wichtigkeit sind Borax zur Beschleunigung des Schmelzflusses und etwas Arsenik. Die Zusammensetzung des besten Glases für künstliche Edelsteine besteht in 32 Prozent Bergkristall, 50 Prozent Mennige, 17 Prozent doppeltkohlensaures Kali, 1 Prozent Borax und $\frac{1}{3}$ Prozent Arsenik. Bei vollständiger Anwendung aller durch die Erfahrung gegebenen Kunstgriffe entsteht aus dieser Mischung ein Glas, dessen Farbenspiel mit dem des Diamanten in Wettbewerf treten und das außerdem durch Verstärkung des Mennigegehalts und den Ersatz des doppeltkohlensauren Kali durch das seltene Element Thallium noch erhöht werden kann. Alle diese Stoffe müssen mit größter Sorgfalt pulverisiert, abgewogen und gemischt werden, dann werden sie in Ofen gebracht, die auf eine gleichmäßige, gerade zur Schmelzung genügende Temperatur erhitzt sind. Die geschmolzene Masse wird langsam zum Erkalten gebracht, wobei sie nicht die geringste Erschütterung erleiden darf, damit keine Luftblasen entstehen. Für die farblosen Steine ist die Fabrikation des Grundstoffs damit beendet und der Straß wandert damit in die Hände des Stein Schneiders, der ihn spaltet, poliert und schleift wie einen echten Edelstein. Um farbige Edelsteine nachzuahmen, muß der Straß natürlich gefärbt werden. Zu diesem Zweck wird er zunächst pulverisiert und mit dem farbegebenden Pulver innig vermenget, dann von neuem in den Schmelzofen gebracht und 30 Stunden lang in der Schmelze erhalten, worauf die weitere Behandlung ebenso vor sich geht wie bei dem ungefärbten Straß. Für die Erzeugung verschiedener Farben werden folgende Stoffe benutzt: für gelb (Topas) chlorsaures Silber, für grün (Smaragd) Kupferoxyd, für blau (Saphir) Kupferoxyd vermischt mit Kobaltoxyd, für violett (Amethyst) Kobaltoxyd mit etwas Braunstein, für rot (Rubin) Chlorgold. Diese Stoffe haben zum Teil eine ungemein stark färbende Kraft, da z. B. ein Teilchen Chlorgold genügt, um 10 000 Teile Straß mit einer rubinroten Farbe zu versehen. Wenn die unechten Edelsteine nach diesen Regeln der höchsten technischen Erfahrung hergestellt werden, sind sie nur für einen gewiegten Kenner von ihren Mustern zu unterscheiden, allerdings nur

in frischem Zustand, denn der falsche Edelstein ist nicht haltbar, er nützt sich leicht ab, wird blind und verliert die Farbe und das Feuer. Zur Nachbildung der nicht durchsichtigen Steine wie Türkis, Opal, Chalcedon wird selbstverständlich auch ein nicht durchsichtiges Glas benutzt, das durch eine Beimischung von einer kleinen Menge Zinkoxyd zum Straßpulver erzielt wird. Die Farbe des Türkis wird dann durch eine Mischung von Kupferoxyd mit Kobalt gegeben. Außer diesen, wie gesagt, schnell vergänglichlichen Schmucksteinen werden noch sogenannte „publierte Steine“ hergestellt, die mit einer feinen Schicht von Granat überzogen werden und dadurch eine größere Härte erreichen. Auf diese Weise werden Nachahmungen von Smaragden und Saphiren in den Handel gebracht, deren Minderwert nur durch die feinste Prüfung mittels eines Vergrößerungsglases nachgewiesen werden kann.

Humoristisches.

— Ueberbotten. „Kerl, Du lägst wie ein Chines.“

„Und Du, Du — Du lägst wie ein chinesischer Oberförster.“

— Auch ein Triumph. Gast (zum Piccolo): „Warum bist Du denn heute so stolz?“

Piccolo: „Da drüben sitzt ein Gast, der ärgert sich meiner wegen.“

— Entgegenkommend. Gerichtsvollzieher: Sagen, Sie, Herr Meier, über die Pfändung welcher Gegenstände würde sich Ihre Schwiegermutter am meisten ärgern?“

(„Reggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der dänische Dichter Sophus Schaudorph ist am Neujahrstage in Kopenhagen, 63 Jahre alt, gestorben.

— Bertha von Suttner arbeitet an einer Fortsetzung ihres Romans „Die Waffen nieder!“. Das Werk wird den Titel „Martha's Kinder“ führen.

— Galbes neues Werk, das am Lessing-Theater zur Aufführung gelangen wird, führt den Titel „Haus Rosenhagen“.

— Zum Neubau des Stadttheaters in Posen werden im Extra-Ordinarium des nächsten preussischen Etats 880 000 M. als Staatsbeitrag gefordert; die Stadt Posen hat 440 000 M. beizutragen.

— ck. Amerikanische Theaterstatistik. In seinem vor kurzem in New York erschienenen Buch „The Theatre and its People“ stellt Franklin Hyles fest, daß es in den Vereinigten Staaten 5000 Theater giebt, die ein Kapital von 100 Millionen Dollar repräsentieren. Die Amerikaner geben jährlich gegen 70 Millionen Dollar für Theatervergügen aus, und jeden Abend sitzen in den Vereinigten Staaten gegen anderthalb Millionen Personen in den Theatern. Auch Einzelheiten über die gezahlten Gagen werden mitgeteilt. Nur zehn Schauspieler und fünf Schauspielerinnen in Amerika bekommen mehr als 250 Dollar wöchentlich. Die Gagen sind im allgemeinen höher als die in England gezahlten, die schlechtest bezahlte Choristin erhält zwölf Dollar wöchentlich. Interessant ist die Feststellung, daß niemals weniger als zwanzig Gesellschaften in den Vereinigten Staaten „Onkel Toms Hütte“ spielen.

— Die „Gesellschaft der Schweizer Komponisten“ veranstaltet am 22., 23. und 24. Juni 1901 ein großes Musikfest in Genf.

— Perosis Oratorium „Weihnachten“ wird Ende Januar in S. Maria sopra Minerva in Rom zum erstenmal aufgeführt werden.

— Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen hat beschlossen, das Giebelfeld über dem Hauptportale des im Bau begriffenen Kunstausstellungspalastes durch ein Werk der Bildhauerkunst zu schmücken und hat zu dem Zweck einen Wettbewerf unter den in Düsseldorf ansässigen oder dafelbst gebürtigen Bildhauern eröffnet. Als Honorar für die Ausführung des Werks, welches als Relief gedacht ist, sind 12 500 M. angesetzt. Außerdem sollen noch ein zweiter Preis von 1000 M. und ein dritter Preis von 500 M. zur Verteilung gelangen, während der erste Preis in der Uebertragung der Arbeit bestehen wird.

— Die Universität Cambridge hat eine malayische Bibliothek geschenkt erhalten; die Sammlung besteht aus 63 Handschriften und etwa 50 lithographischen oder gedruckten Büchern in malayischer Sprache.

— Ein von der Berliner Verlagsbuchhandlung W. Herlet ausgeschriebener Preis von 2000 M. ist dem Rechtsanwalt Dr. Alfred Korn für seine gemeinverständliche Darstellung des neuen Handelsgesetzbuchs zuerkannt worden.

— Ein unterseeischer Fernsprecher. Zwischen Keywest, der äußersten Südspitze Floridas, und Havana auf der Insel Kuba wurden dieser Tage zum erstenmale unterseeische Verbindungen mit dem Fernsprecher auf dem Kabel, das beide Punkte verbindet, unternommen. Die Entfernung beträgt nahezu hundert Meilen. Die Versuche gelangen insofern, als bei langsamem Sprechen jedes Wort deutlich gehört wurde.